

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 99.

Elbing, den 28. April.

1893.

Die Tochter des Meeres.

Roman von A. Nicola.

28)

Nachdruck verboten.

Nach einer Woche wurde Lord Marston für außer Gefahr erklärt, obwohl sein Zustand noch beständige Fürsorge erforderte.

„Lady Marian, es wird dem Grafen gut thun, wenn er, sobald er stark genug dazu ist, in ein wärmeres Klima geht,“ erklärte der Arzt. „Seine Nerven werden sich in milderer Luft rascher wieder stärken“ . . .

Während Lady Marian noch lange über das merkwürdige Madatlon nachgrübelte, dessen Vorhandensein sie sogar der treuen Frau Aston verschwiegen, war sie über den Ort, wohin sie sich mit ihrem Vater begeben würde, bald mit sich einig. Sie wollte nach Cannes gehen. Kein anderer Ort würde so gesund für einen Kranken sein, und dort war auch Netta unter ihres Onkels Schutz.

Wahnte Lady Marian, daß die junge Watse den beiden Männern, die ihrem stolzen Gemüth Interesse einflößt hatten — Lord Velfort und dem Fremden aus den Bergen, Rupert Falkner — ein Magnet, ein Leitstern sein würde?

XLIII.

„Onkel Fulke, sieh doch! Ich glaube wirklich, daß sich unserer Triffa glänzende Aussichten eröffnen,“ bemerkte Frau Digby, als sie ihrem alten Onkel einen Brief einhändigte, obwohl der alte Admiral in einen das Seewesen betreffenden Artikel der Zeitung vertieft war.

Sir Fulke sah gleichgiltig auf.

„Was ist es, Helene? Ein Antrag für Triffa? Wenn er nur einigermaßen wünschenswerth ist, thätest Du gut, ihn anzunehmen, denn ich sehe schon, Du hast keine Ruhe, bevor Du das Kind nicht unter die Haube gebracht hast.“

„Mein lieber Onkel, wie freundlich von Dir, so zu sprechen!“ versetzte die Lady ärgerlich. „Wir haben noch Jahre lang Zeit, ehe wir über das Kind etwas entscheiden . . . ich meine natürlich, wenn sich inzwischen nichts sehr Annehmbares bieten sollte . . . aber davon ist ja jetzt gar keine Rede. Dies hier ist nichts weiter als ein höfliches Billet vom Herzog von Dunbac. Er stellt für morgen Abend mir und meinen Töchtern seine Loge in der Oper zur

Verfügung. Natürlich weiß er nicht, daß Miß Cora nicht meine Tochter ist, aber er ist ja Triffa vorge stellt worden, und jedenfalls gilt ihr diese Aufmerksamkeit.“

Sir Fulke räufperte sich und nahm trotz seiner vorherigen Zerstretheit seiner Nichte das Briefchen aus der Hand.

Er las es sehr bedächtig und gab es der Frau Digby dann mit sehr nachdenklicher Miene wieder zurück.

„Ist der Herzog, seitdem er bei mir war, hier gewesen?“ fragte er.

„Nur ein Mal, Onkel, doch blieb er nicht lange,“ erwiderte seine Nichte triumphirend, „und ich muß in der That gestehen, daß er mir bei seinem Besuche sehr zerstreut vorkam. Er sah Triffa immer an, als ob er nicht recht wisse, worüber er mit ihr sprechen solle.“

„Offenbar wußte er nicht, ob sie schon in die Gesellschaft eingeführt ist, und hiermit zieht er sich nun geschickt aus der Affaire,“ fuhr sie mit einem Blick auf das Billet fort. „Ohne Zweifel wird er im Laufe des Abends einmal in die Loge kommen. . . Das giebt ihm die beste Gelegenheit.“

„Wozu, Nichte?“ fragte der Admiral ärgerlich.

„Um näher mit Triffa bekannt zu werden, Onkel. Sie ist noch zu jung, daß er nicht recht weiß, auf welche Weise er ihr Aufmerksamkeit, wie er sie anderen jungen Damen zollt, erweisen soll.“

„Und wer wird Dich noch begleiten? Cora natürlich. Sie schwärmt für Musik, und die Einladung gilt ebenso gut ihr als Triffa.“

Frau Digby zögerte mit der Antwort.

„Ich halte es für unvorsichtig, Onkel, Cora mitzunehmen,“ sagte sie endlich. „Es stellt sie Triffa zu sehr gleich, und namentlich würde Grandville viel um sie sein, was ich möglich zu vermeiden suche. Nein, ich halte es nicht für gerathen . . . es ist überhaupt gar nicht nöthig, daß sie von der Gelegenheit zu einem solchen Vergnügen erfährt.“

Sir Fulke lächelte spöttisch.

„Helene, Du glaubst vermuthlich nicht an Vorherbestimmung?“ fragte er.

„Lieber Onkel, welche Frage! Natürlich glaube ich daran!“ rief die Lady aus.

„Dann nützt Dir Dein Glaube wenig, wenn Du Deiner Tochter Erfolg nicht den Zufälligkeiten eines Abends auszuliefern wagst,“ versetzte

Sir Fulke sarkastisch. „Wenn der Herzog Deine Tochter nur in Abwesenheit ihrer schönen Gefährtin bewundert, wird Triffa ein sehr unbefriedigtes Leben daraus erwachsen, Helene.“

„Lieber Onkel, Mädchen ihrer Classe sind so schlau . . . auch Du hast Dich von dieser Cora ganz blenden lassen,“ erwiderte Frau Digby etwas kleinlaut.

„Wohl möglich! Du siehst aber, daß mir das allerhand kleine Sorgen erspart,“ lachte der alte Admiral, und Du würdest Dir viel Mühe sparen, wenn Du den Dingen ruhig ihren Lauf ließe.“

„So willst Du, daß Cora mitgehe?“ fragte Frau Digby in ängstlicher Erwartung.

„Durchaus nicht . . . wenn Du willst, kann ich sie ja an einem anderen Abend hinführen,“ entgegnete der alte Admiral, „und ich kann ihr auch, wenn sie es wünscht, Gelegenheit geben, sich dem Herzog zu nähern, wenn ich es ihres Friedens wegen für ratsam hielt. Du aber kannst thun, was Du willst . . . ich überlasse das ganz Deinem Gutdünken.“

Und Sir Fulke wandte sich wieder seiner Zeitung zu.

Das war eine peinliche Alternative. Frau Digby prüfte mit scharfem Blicke die scheinbar unbekümmerten Züge ihres Onkels, aber derselbe schien ganz in seine Zeitung vertieft zu sein und das soeben verhandelte Thema vollständig vergessen zu haben, so daß sie sich endlich damit beruhigte, er habe ihr wohl nur einen kleinen Schreck einzujagen wollen, ohne es jedoch ernstlich zu meinen. Und lächelnd ließ sie den alten Herrn bei seiner Lektüre, und begab sich zu Triffa, um dieser die Neuigkeit mitzutheilen und sich wegen ihrer Bedenken mit dieser zu berathen.

„Natürlich nicht, Mama,“ sagt Triffa, nachdem die Mutter ihr ihre Bedenken mitgetheilt hatte. „Cora ist ja ganz gut an ihrem Plage, und stets bereit mir Alles zu Gefallen zu thun, auch drängt sie sich durchaus nicht vor, aber . . . ich weiß selbst nicht wie es kommt . . . wo sie auch ist, weiß sie immer auf ganz seltsame Weise die Leute an sich heranzuziehen. Ich denke zuweilen, daß sie ein Zaubermittel besitzen muß, womit sie Jeden an sich fesselt.“

„Liebes Kind, ihre ganze Erscheinung und ihr Wesen haben etwas sehr Fremdartiges an sich“, tröstete Frau Digby ihre Tochter; „aber was wirkliche Schönheit anbelangt, so kann sie sich nicht mit einem so vornehmen und hübschen Mädchen wie Du vergleichen.“

„Ich kann aber nicht einsehen, wie sie die Leute trotzdem anziehen kann“, lautete die Antwort. „Nebrigens stimme ich Dir bei. Die Sache ist sehr einfach. Der Herzog hat sie — das weiß ich — kaum gesehen, daher gilt seine Aufmerksamkeit mir.“

„Und das Beste, was wir thun können, meine Liebe, ist, es bei unserer Absicht zu lassen,“ entgegnete die Mutter. „Du bist für-

Dein Alter ein sehr verständiges Mädchen. Jetzt laß uns aber Deine Toilette für heute Abend überlegen. Es muß etwas ganz anderes sein, als Du bei des Onkels Gesellschaft trugst, und doch weiß ich kaum, was Dich besser kleiden könnte.“

Und es fand eine eifrige Berathung zwischen Mutter und Tochter statt, die mit der Wahl eines weißen Mullkleides mit grüner Garnirung endigte.

„Und ich werde Dir meine Smaragden dazu geben,“ setzte Frau Digby hinzu. „Diese passen für Dein Alter, und wenn Du dann nicht bezaubernd bist, dann habe ich keinen Geschmack und verstehe nichts von Schönheit. Meine Triffa soll heute Abend die Schönste sein.“

* * *

Frau Digby hatte Recht. Triffa sah in ihrem rasch arrangirten Costüm reizend aus.

Cora folgte ihrer Abfahrt mit einem Gefühl der Erleichterung, das jene gewiß nicht ahnten.

„Gott sei Dank!“ murmelte sie. „Diese Gefahr wäre mir wenigstens erspart geblieben! Es wäre doch möglich gewesen, daß er mich wieder erkannte!“

Sie nahm ein Buch zur Hand, doch sie las wohl kaum darin; bei ihren träumerischen Gedanken und der allmählig einbrechenden Dunkelheit verschwammen ihr die Buchstaben bald vor den Augen.

Und in der Dämmerung und der Stille ringsum senkte sich ein leiser Schlaf auf ihre Augenlider herab, aus dem sie sogar ein schwaches Klingeln und leise Fußtritte, die sich dem Zimmer näherten, nicht erweckten.

* * *

Das Opernhaus war schon ziemlich gefüllt, als Frau Digby mit ihrem Sohn und ihrer Tochter in der Loge des Herzogs erschienen.

Die Operngläser wendeten sich in sehr schmeichelhafter Weise der Loge zu, und Frau Digby konnte bemerken, wie in unverhohlener Bewunderung des schönen jungen Mädchens Worte und Blicke ausgetauscht wurden.

„Wer ist sie? Das ist Dunbar's Loge. Ich wünschte, er käme und stellte mich ihr vor,“ bemerkte ein Lord Beresford. „Ich habe seit langer Zeit kein so reizendes Mädchen gesehen.“

„Haben Sie sie nicht in Sir Fulke's Gesellschaft gesehen?“ lautete die Antwort. „Ich glaube, es ist irgend eine Verwandte von ihm, aber sie hat eine Schwester, welche sie meinem Geschmack nach völlig in Schatten stellt. Diese scheint aber heute Abend nicht hier zu sein.“

„Still! Hier ist der Herzog Dunbar selbst,“ sagte Derjenige, der zuerst gesprochen hatte.

„Herzog Dunbar, Lord Beresford ist ganz entzückt von dem reizenden Mädchen in Ihrer Loge,“ sagte ein Herr sarkastisch. „Wenn sie

schon verlobt ist, thäten Sie wohl daran, ihn sofort vor traurigen Folgen zu bewahren."

Der Herzog lächelte und richtete ebenfalls sein Glas auf die bezeichnete Stelle.

"Ja, sie ist hübsch . . . ganz entschieden!" versetzte er ruhig, während er sich im Hause umfas.

"Sie ist ein Engel! Aber Sie mit Ihrem Herzogthum und Gott weiß welchen Reichthümern sind berechtigt, ganz besonders wählerisch zu sein," lautete die Antwort. "Vielleicht haben Sie nichts dagegen, mich ihr vorzustellen, wenn sie nicht schon dazu bestimmt ist, Ihr herzogliches Haus zu schmücken?"

"Ja, unter der Bedingung, daß Sie erst wissen lassen, was Sie beabsichtigen," sagte der Herzog. "Miss Digby ist von gutem Herkommen, steht unter des Admirals Fulle Schutz, und ich möchte Ihnen nicht raten, Ihr Spiel mit ihr zu treiben, Veresford."

"Es ist sehr wahrscheinlich, daß es mich gar nicht darnach gelüsten wird, mit ihr zu kokettiren, sobald ich ihr vorgestelt sein werde," entgegnete der Angeredete. "Diese zarten Blondinen sind gewöhnlich entsetzlich langweilig, und wenn ich es erst ernstlich meine, denke ich um eine reiche Erbin zu werben. Ich hatte die Hoffnung auf die schöne Lady Marian, meine Cousine in drittem oder viertem Grade, wie es heißt, noch nicht aufgegeben, aber sie ist durch ihres Vaters Krankheit so plötzlich vom Schauplatz entchwunden. Nun ich Ihnen entdeckt habe, wie es um mich steht, Herzog, stellen Sie mich dieser kleinen, frischen Rosenknospe wohl vor."

Der Herzog stimmte halb ärgerlich bei, und führte Lord Veresford nach seiner Loge.

Einen kurzen Augenblick sah er sich im Inneren derselben um, als hoffe er noch Jemand zu entdecken, und dann schritt er auf die beiden Damen zu.

"Ich freue mich, Sie hier zu sehen, Frau Digby," hub er an, "nur bedauere ich, daß Sie von der Vorstellung sehr enttäuscht sein werden, mir kommt sie wenigstens recht langweilig vor. Ihr anderes Fräulein Tochter hat dies wohl voraus gesehen . . ."

"Trissa ist meine einzige Tochter," erwiderte Frau Digby, die ihren Mergel kaum verhehlen konnte. "Das junge Mädchen, das Sie vielleicht meinen, ist nur ihre Gesellschafterin."

"So! So!" versetzte der Herzog mit einem Ausdruck der Freude, der Frau Digby nicht wenig verblüffte. "Aberdings hat sie auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Ihnen oder Miss Digby. Erlauben Sie auch, daß ich Ihnen und Miss Digby meinen Freund Lord Veresford vorstelle! Er ist so außerordentlich musikalisch, daß er der Vorstellung bis zu Ende beiwohnen wird. Mein Freund wird sich die Ehre geben, Ihnen Gesellschaft zu leisten, da ich leider verhindert bin, länger zu bleiben. Ich könnte Sie kaum in besseren Händen lassen. Guten Abend, Miss Digby! Auf Wiedersehen, Granville!"

Und dem jungen Sohn der verblüfften Lady freundlich zunkend, verschwand der Herzog wieder aus der Loge.

Frau Digby wurde dunkelroth, aber Trissa war keineswegs untröstlich, als der hübsche, vornehme junge Lord Veresford sich hinter sie setzte und mit ihr zu sprechen anfing.

Inzwischen wanderte das Glas der Mutter durch das ganze Haus, um zu sehen, ob der Herzog sich vielleicht in einer anderen Loge zeigte; aber vergebens. Und sie war geneigt, die Entschuldigung für wahr zu halten.

Der Herzog von Dunbar war aber sofort nach Frau Digby's Haus gefahren und stand jetzt vor Cora.

Er hatte einen langen Blick auf die leichtschlummernde geworfen, bevor dieselbe sich seiner Gegenwart bewußt wurde, und wenn er bisher noch einigen Zweifel gehegt hatte, so mußte er jetzt überzeugt sein, daß die Gesellschafterin bei Frau Digby identisch war mit dem jungen Mädchen, dem er im Gebirge begegnet.

Aber im nächsten Augenblick war Cora durch jenes unerklärliche Etwas erwacht, das einem die Nähe eines lebenden Wesens anzeigt, auch wenn man sich in tiefem Schlafe befindet.

Sie öffnete die Augen und sprang erschreckt und entrückt auf.

"Frau Digby ist nicht zu Hause. Wissen Eure Hoheit nicht, daß Sie ihr Ihre eigene Loge für heute Abend zur Verfügung stellten?" sagte sie und wich kalt vor der ihr dargereichten Hand zurück.

"Dann kennen Sie mich! Dann haben Sie mich nicht vergessen!" sagte er, ohne auf ihre Worte zu antworten.

Lebhafte Röthe stieg ihr in die bleichen Wangen.

Sie hatte sich unwillkürlich verrathen. Aber Cora's stolzer Geist zog die Wahrheit allen Umfahrungen vor, gewaltsam unterdrückte sie ihre innere Aufregung und erwiderte:

"Eure Hoheit haben Recht. Ich war fast überzeugt, daß Sie mein Wohlthäter seien, als ich Sie bei Sir Fulle einen Augenblick sah. Jetzt bin ich dessen gewiß und danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre große Güte."

"Nicht doch! Ich bin vielmehr in Ihrer Schuld," entgegnete er, "da Sie mir erlaubt haben, Ansprüche auf Ihre Freundschaft machen zu dürfen. Darf ich nach dem Resultate fragen? Retteten Sie Ihren Schützling, und welch' glücklicher Zufall führte Sie hither?"

"Er ist hoffentlich in Sicherheit," sagte sie mit ernster Zurückhaltung. "Darf ich Eure Hoheit jetzt bitten, mich zu verlassen?" setzte sie hinzu. "Frau Digby würde ungehalten darüber sein, daß ich Sie empfangen habe. Bitte, bleiben Sie nicht länger!"

"Das brauchen Sie nicht zu fürchten," antwortete er lächelnd. "Ich ließ sie und ihre Tochter ganz entzückt von der Vorstellung in der Loge unter dem Schutze eines ausgezeichneten Stellvertreters meiner eigenen Person

zurück. Liebe Cora — wenn das ihr Name ist — gönnen Sie mir einige Minuten! Können Sie mir nicht während eines kurzen Besuches vertrauen?“

„Ich? O gewiß!“ sagte sie lächelnd. „Ich fürchte nur, meine . . . Beschützer grundlos beleidigen zu können.“

„So sind Sie Frau Digby's Schützling?“ fragte er hastig.

„Ich sollte mich wohl eher Sir Fulle's Schutzbefohlene nennen,“ versetzte sie, „denn auf seinen Wunsch bin ich hier.“

„Haben Sie keine nahen Verwandten?“ fragte der Herzog.

„Ich bin eine Waise,“ sagte sie rasch.

„Noch eine Frage! Es ist nicht Neugier, die mich dazu veranlaßt. War es nicht irgend ein Verwandter, den Sie in den einsamen Bergen so sorgsam pflegten?“

Cora's Wangen rötheten sich.

„Ich sehe mich nicht veranlaßt, diese Frage zu beantworten,“ entgegnete sie stolz.

„Sie mögen Recht haben! Doch wenn ich die Frage um meines eigenen Glückes sowohl, wie um Ihres Wohlergehens willen an Sie richte, verzeihen Sie mir dieselbe vielleicht?“

„Gute Hohelt sind sehr gütig, aber die einzige Günst, die Sie mir erweisen können, ist, mich zu verlassen,“ versetzte sie ungeduldig. „Für Sie selbst kann es ja nicht das geringste Interesse haben, hier zu bleiben.“

„O doch, Fräulein Cora! Ich bin auch einsam und verwaist und habe Niemand, dem ich vertrauen könnte,“ sagte er in ernstem Tone. „Warum wollen wir uns nicht gegen diese kalte, herzlose Welt verbinden?“

Cora sprang mit einem Blick leidenschaftlicher Entrüstung nach der Thür.

„Sie vergessen sich selbst, wenn Sie ein Mädchen, das Ihnen nie Grund gegeben hat, es zu verachten, mit einem solchen Anerbieten beleidigen,“ rief sie, vor Zorn kaum ihrer Sprache mächtig.

„Sie sind im Irrthum . . . auf Ehre, Sie sind im Irrthum!“ erwiderte er feurig. „Ich dachte nicht daran, Sie zu beleidigen. Ich wollte damit nur sagen, daß ich mich zu Ihnen hingezogen fühle, daß ich von der conventtonellen vornehmen Welt enttäuscht und ihrer müde bin, daß mir mehr an einem Wort, einem Blick der Achtung und des Vertrauens von Ihnen liegt, als an der angeblichen Liebe der vornehmen aber alltäglichen Naturen.“

„Sie sind enttäuscht, betrogen worden?“ fragte sie zögernd, denn es lag nicht in dem Charakter des empfänglichen jungen Mädchens, gänzlich unempfindlich gegen derartige Worte von den Lippen eines Herzogs, der so jung, so reich und von so gewinnendem Außern war, zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

— Ein neues Wikingerschiff, dem für Chicago bestimmten vollständig gleich, wird jetzt in Christiana gebaut; es soll im Sommer in Berlin und Kopenhagen ausgestellt werden.

— Der Pariser Weltausstellung von 1900 wird es an der great attraction, die man versprochen hatte, fehlen: man wird den Mond nicht „in der Entfernung von einem Meter“ sehen. Die Anfertigung des großen Teleskops ist, wie der „Figaro“ meldet, endgiltig aufgegeben worden, obgleich die Schmelzung der Astenlinsen schon auf gutem Wege war. Das Unternehmen scheiterte an Geldmangel; auch ihm ist die Panamatrike verderblich geworden; zu der Beschaffung der erforderlichen Summen hatte sich besonders der verstorbene Baron Reinach verpflichtet.

— Franz Schuberts Stiefbruder. Aus Wien wird vom 20. d. Mts. berichtet: In der Wohnung seiner Tochter, Frau Siegmund, ist heute um Mitternacht der pensionirte Oberrechnungs Rath Andreas Schubert, ein Stiefbruder Franz Schuberts, im 70. Lebensjahre gestorben. Er war das letzte der fünf Kinder, die aus der zweiten Ehe stammen, die der Vater im Jahre 1812 schloß. Ein Bruder, der Schottenprediger Vater Hermann Schubert, ist am 7. Sept. 1892 gestorben, ein anderer durch sein öffentliches Wirken bekannter Bruder, der verdiente Schulmann Ferdinand Schubert, starb im Jahre 1859. Oberrechnungs Rath Schubert war ein jovialer alter Herr, dem bis in die letzte Zeit schier nichts die lebenswürdige Laune verdarb. Immer war er bereit, ein Scherzwort zu erzählen, ein Bonmot anzuhören. Als Schuberts Bruder war er allgemein bekannt und geachtet; er selbst war ein vorzüglicher Pianist und eifriges Mitglied des Männergesangvereins. Während war seine Pietät für seinen Bruder Franz. Unablässig war er um die Erhaltung des Schubert-Monuments besorgt, wie eine theure Pflicht lag es ihm am Herzen, daß auch in weiteren Preisen jedesmal des Geburts- und Sterbetages des großen Dichters nach Gebühr gedacht werde. Mit Inbrunst und Wehmuth sprach er davon, daß ihm die Vorsehung nur bis zum 31. Januar 1897 das Leben schenken möge, damit er den Säculartag von Franz Schuberts Geburt doch erlebe. Es war ihm nicht beschieden.

Heiteres.

* [Zu lang gedacht.] „Haben Sie wohl mal versucht, der Lebensregel nachzufolgen: Denke, eh' du sprichst?“ — „Ja, leider sehr oft.“ — „Warum leider?“ — „Weil ich dann immer vergaß, was ich eben sagen wollte.“

Verantwortlicher Redakteur: George Spizer
in Elbing.
Druck und Verlag von H. Gaarz
in Elbing.